

George Tenner

Das Haus am Hohen Ufer

Autobiografische Erzählung

Erinnerungen an eine Künstlerkolonie – eine nachdenklich, leicht satirische Zeitreise zwischen der Ostseehalbinsel Fischland und der Insel Usedom ...

Schardt Verlag Oldenburg

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in *Der Deutschen Nationalbibliografie*; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Besuchen Sie George Tenner im Internet: www.george-tenner.de

Umschlag: George Tenner

I.Auflage 2009

Copyright © by

Schardt Verlag

Uhlhornsweg 99 A

26129 Oldenburg

Tel.:0441-21779287 Fax: 0441-21 77 92 86 Email: schardtverlag@t-online.de

www.schardtverlag.de Druck: DPG, Erlangen

ISBN 978-3-89841-488-3

Vorbemerkung

Mehr als sechzig Jahre im Leben eines Menschen bieten eine Vielzahl von Situationen und Lebensumständen, die für seine soziale Bildung prägend sind. Die hier geschilderte Zeit zwischen 1943 und 2009 beinhalten alles an Bösem, was Deutschland aufzubieten hatte – einen Weltkrieg und dessen blutiges Ende, einen Neuaufbau in einem Staat, der sich demokratisch nannte, letztlich aber ebenfalls eine blutige Diktatur war, in der die Menschen sich einrichten mussten.

Ein Großteil von ihnen waren Mitläufer, die ohne die Partei keine Berufskarriere gemacht hätten. Andere versuchten, in einer Nischenwirtschaft zu überleben, so wie es der Autor praktiziert hat. Und wieder andere trugen „mit Feuer und Schwert“ dazu bei, jede Art von Demokratie im Keim zu ersticken.

Das hier beschriebene Kuriosum hat einen bekannten Namen – „Künstlerkolonie“ Ahrenshoop. Auf dem Millionenhügel Hohes Ufer bauten namhafte Kunstschaffende und Ärzte der DDR ihre Häuser. Aber auch hohe Amtsträger des Ministeriums für Staatssicherheit nisteten sich nach und nach hier ein. In Ahrenshoop lief das Leben dann auch ein ganz klein wenig anders als im Rest der Republik. Der Ort war in den Nachkriegs-Aufbaujahren wie eine Träne im Ozean.

Diese Publikation ist als autobiografische Erzählung angelegt. Alle beschriebenen Vorkommnisse und Lebensumstände beruhen auf Tatsachen und jede dieser Gruppen wird in diesen Erzählungen beleuchtet werden.

Aber auch die Zeit nach der Wiedervereinigung Deutschlands wirft eine Frage auf: **Was für eine verkommene Gesellschaft sind wir Deutschen geworden?**

Die Glücksritter zogen von West nach Ost, um ihre Gewinne zu maximieren. Und die endlich in Freiheit lebenden Menschen aus dem Osten können – zum Teil mit neu gegründeten Betrieben – nicht schnell genug zu Millionären werden und pressen ihre Angestellten und Arbeiter aus wie Zitronen, um sie dann wegzuworfen, wenn sie ihre Arbeitskraft nicht mehr benötigen.

Gestatten Sie mir die Feststellung: **Wir leben in einer lumpigen Welt.** Wolf Biermann nannte die Poliker „Das Politikerpack“. Es blieb unwidersprochen, und ich habe dem nichts hinzuzufügen. Ist doch dieses Pack in weiten Teilen zu einer korrupten Bande verkommen, zu hoch bezahlten Lobbyisten, die sich einen Dreck um den eigentlichen Auftrag kümmern, den sie vom Wähler erhalten haben – Schaden vom deutschen Volk abzuwenden. Die braune Brut wird durch eben diese Politik wieder hoffähig gemacht und links außen ebenfalls.

In Deutschland hat sich nichts geändert. Es befindet sich – wie eh und je – in einer hoffnungslosen Lage.

Ein arabisches Sprichwort lautet: „**Hoffnung ist oft ein vergiftetes Geschenk!**“

Alles in Deutschland deutet auf dieses vergiftete Geschenk hin.

Dennoch habe ich die Hoffnung noch nicht ganz verloren, dass dieses Sprichwort in der weiteren Entwicklung Deutschlands seine Bedeutung verlieren wird.

Ich bete, dass der Allmächtige mich erhören möge.

George Tenner, im April 2009

Inhalt

1. Swinemünde – meine erste Bekanntschaft mit der Ostsee
2. Das erste Mal auf dem Fischland
3. Wie so oft im Leben - wieder allein gelassen
4. Helmut Schmidt-Kirstein
5. Erster Schultag in Ahrenshoop
6. Weihnachten bei meiner Mutter in Bischofswerda
7. Winter 1952/1953
8. Sommer 1953
9. Ein sonderbarer Kuhhirt namens Willi Seek
10. Meine bedenklichen Begegnungen mit Käthe Miethe, Egon Morbitzer und anderen
11. Das Kurhaus „Bogislav“ des Carl Molchin, Erich Kalweit, der Büttel Bollow und interessante Begegnungen
12. Primadonnen, Musiker, Schriftsteller und Bobby Schumann
13. Johannes Tralow – das besondere Ereignis in meinem Leben
14. Fensterln bei Itas Mädchen und der geplante Versuch, eine Leiche auszugraben
15. Edmund Kesting

16. In der Vorbereitung liegt der Erfolg
17. Unternehmen „Seelift“
18. Usedom 2005 – 62 Jahre später ...
19. Spionage-U-Boote – Phantom oder Wirklichkeit
20. Der Tod, ein ständiger Mahner in meinem Leben

1

Meine erste Bekanntschaft mit der Ostsee

Swinemünde 1942/1943

Meine erste Bekanntschaft mit dem großen Wasser, das man Meer nennt, machte ich in Swinemünde, in einem Ostseebad, das unter nicht unwesentlicher Einflussnahme des Königs von Preußen entstanden war. Im Jahr 1824 war dort die erste offizielle Badesaison eröffnet worden und so gut könnte ich gar nicht flunkern, dass Sie mir glaubten, ich sei bei dieser Eröffnung dabei gewesen.

Ich war drei und vier Jahre alt, meine Mutter zu der Zeit alleinerziehend, da mein Vater sich, wie alle wehrfähigen Männer 1942, im Krieg befand. Und glaube ich meinem um neun Jahre älteren und sehr leidensfähigen Cousin Egon aus Dresden, war ich schon damals nicht ganz leicht zu händeln. Er, der oft auf mich aufpassen musste, war um diese Aufgabe weiß Gott nicht zu beneiden. Schließlich war ich von der Art Kind, die schwerer zu hüten sind als ein Sack Flöhe. Egon jedoch kam einigermaßen mit mir klar. Ich bin aber sicher, dass er so manches Mal den Tag seiner Heimfahrt herbeigesehnt hat.

Es gab drei Dinge, die mich neben dem Wasser, das ich als gegeben hinnahm, wirklich interessierten: Der kleine, noch nicht ganz ausgewachsene Dackel aus der Nachbarsandburg, mit dem ich am Strand spielen durfte. Wie der Hund so pflegte ich zu bellen und auf allen Vieren rumzuhüpfen. Alles machte ich ihm nach. Als er in den Sand pinkelte und nur *ich* ausgeschimpft wurde, endete diese ungleiche Freundschaft. Das Kriegsschiff Admiral Scheer wiederum interessierte mich insofern, als meine Mutter und ich Gast des Kommandanten, Kapitän zur See Richard Rothe-Roth, waren.

Als er mich auf der Kommandobrücke des schweren Kreuzers fragte, was ich mir denn – außer einem Rundgang durch das Schiff – am meisten wünschen würde, schwärmte ich von einem übergroßen Pudding. Der Chefkoch wurde auf die Brücke bestellt und kam meinen Verlangen nach einem großen Vanillepudding nach. Später würde ich erfahren, dass es sich bei der Admiral Scheer um einen Aprilscherz handelte, denn sie war am 1. April 1933 auf der Reichsmarinewerft in Wilhelmshaven als Panzerschiff vom Stapel gelaufen. Auch dieses Schiff klassifizierte man, wie die Deutschland, im Winter 1939/40 zum Schweren Kreuzer um. Gleichzeitig wurde ein weitgehender Erweiterungsbau vorgenommen. Das Vorschiff wurde verlängert und bekam einen größeren Spantenausfall. Daneben baute die Werft den großen Gefechtsturm über der Brücke aus und ersetzte ihn durch einen schlanken Röhrenmast.

Doch das hatte mich als Vierjährigen nicht so sehr interessiert wie die Tatsache, dass die Admiral Scheer im Sommer 1943 als Ausbildungsschiff in der Ostsee ihren Dienst tat. Es galt, den Offiziersnachwuchs auszubilden und den jungen

Kadetten, die in Stralsund ihre Grundausbildung abgeschlossen hatten, auf Frontschiffen die erforderlichen Kenntnisse auf seemännischen und technischen Gebiet zu vermitteln. Hand in Hand damit ging ein dauerndes Auskämmen des Offiziers- und Unteroffizierskorps nach erfahrener Personal für andere im Fronteinsatz befindliche Einheiten, besonders für die U-Bootswaffe.

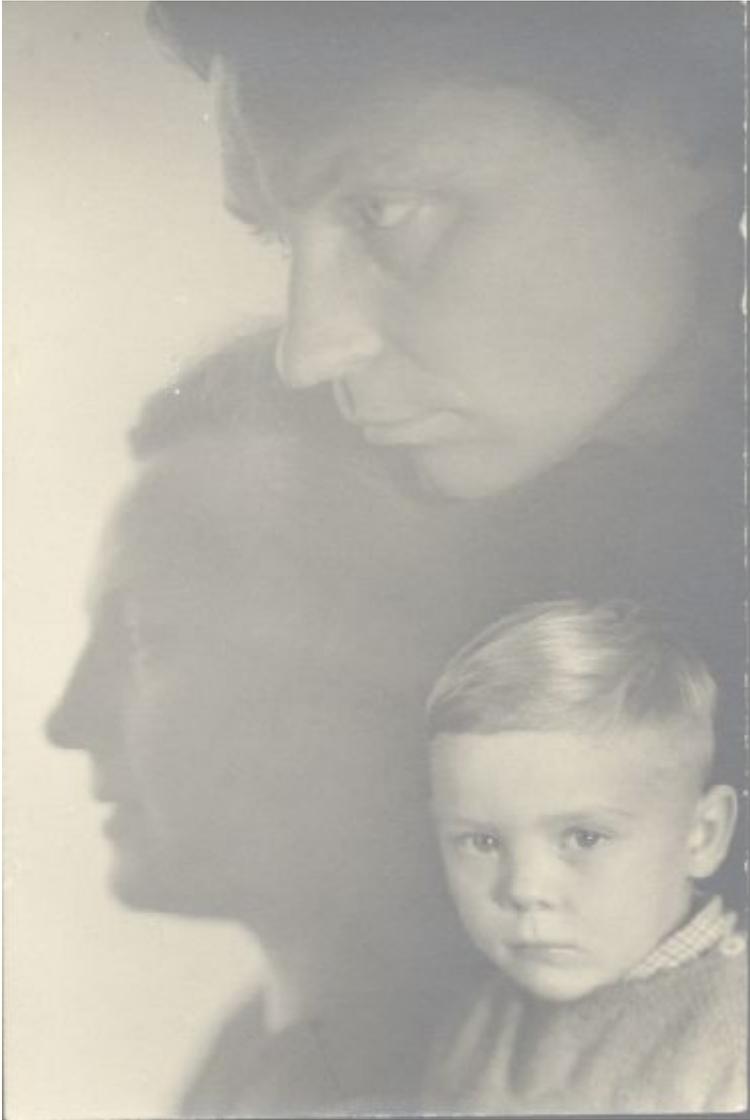
Die Admiral Scheer hatte zeitweise 500 Kadetten an Bord, die, in Planstellen eingesetzt, in wenigen Monaten ihre Frontausbildung und die Gefechtsbereitschaft erhalten mussten. Und ein Teil dieser Kadetten war zeitweise in einem Haus an Land unweit meiner Wohnstätte untergebracht.

Schon als Vierjähriger hatte ich begriffen, dass die morgendliche Verpflegung der U-Boot-Kadetten, die ja einen besonderen Status innerhalb der Streitkräfte einnahmen, unbedingt für mich zu nutzen sei. Und so war ich ständiger Gast der freundlichen Jungs, von denen ich einige an Bord der Admiral Scheer kennengelernt hatte; diese für mich sehr erfreuliche Verbindung endete abrupt, als einigen Kadetten einfiel, wie sie ihren Vorgesetzten, der kaum älter war als sie, ärgern könnten. Sie ermunterten mich, jenem Kameraden immer die besten Stücke von seinem Teller zu klauen. Das hatte zur Folge, dass der mich an die Luft setzte und allen verbot, mich jemals wieder an der reichlich gedeckten Tafel teilhaben zu lassen. So begriff ich schon sehr früh schmerzlich und durchaus nicht freiwillig, dass man die Hand schütteln muss, von der man genährt wird. Ich beklagte das, denn Egon durfte dort nicht mit hin, und so war ich eine Zeitlang der alleinige Nutznießer der Verbindung zur Admiral Scheer und der deutschen Kriegsmarine jüngster Trittbrettfahrer.

Aus dieser Erfahrung gestärkt, überlegte ich krampfhaft, wie ich der Nurse, die meine Mutter zeitweise zur Betreuung von Egon und mir engagierte, zusetzen konnte. Obwohl ich nunmehr aus dem Mund meines Cousins bei einem Telefonat erfahren habe, dass es sich um eine junge Frau handelte, erschien sie mir Vierjährigem als ein altes, mäkliges Weib, das man unbedingt zu ärgern hatte. Und so kam es sehr zu deren Ärger schon einmal vor, dass ich durchaus in der Lage war, in aller Öffentlichkeit das Höschen herunterzuziehen und ihr den blanken Hintern zu zeigen.

Meine vierte Attacke, die ich einleitete, brachte mir allerdings eine gehörige Tracht Prügel ein. Ich habe das bis heute nicht vergessen und meiner Mutter auch niemals verziehen, weil ich es noch immer als äußerst ungerecht empfinde, ein Kind so zu behandeln. Denn alles, was ich Unschuldslamm tat, war, meine Notlage zu einer kleinen Erpressung zu nutzen.

Einmal in der Woche pflegte meine Mutter, die einen kleinen Kunstgewerbeladen betrieb, auszugehen. Abendessen, vielleicht ein wenig tanzen. In jedem Fall waren das die Abende, wo ich allein zurückgelassen wurde, sozusagen verlassen war und das wegen eines eigenen, kleinen Lustgewinns, von dem *ich* noch nicht einmal etwas hatte! Auch ein Vierjähriger leidet immens darunter! Aus meiner damaligen Sicht war das nicht akzeptabel, und so sann ich darauf, dem entsprechend zu



Helmut, Annemarie und ich 3-

jährig 1942

begegnen. Ich wartete gespannt auf den nächsten Abend, wo ich mich allein langweilen würde, ängstigen gar, wenn die Lichtkegel der wenigen Autos oder der im Wind schwankenden Straßenlaterne schemenhafte Schatten an die Wand malten oder wegen der Stimmen, die vor dem Schaufenster vernehmbar wurden.

Der Abend nahte und mit ihm jenes Unheil, das ich nicht unerwähnt lassen möchte, denn es ist im Interesse aller Kinder dieser Welt, derartige Diskrepanzen zwischen Jung und Alt endlich zu beenden. Ich wartete eine geraume Zeit ab, denn ich wusste, dass, würde irgendetwas Außergewöhnliches passieren, die Vermieterin des Ladens, die in dem großen Haus daneben wohnte, meine Mutter von dieser Ungeheuerlichkeit berichten müsste. Und das nicht erst am nächsten Tag. Nein, da ihr bekannt war, wo sich meine Mutter aufhielt, war sie gehalten, diese zu alarmieren. Ich setzte mich also ins Schaufenster und wartete, bis Leute wieder davor stehen blieben, um die Auslagen zu studieren. Doch dann sahen sie mich und begannen, mit mir zu reden.

„Na, mein Kleiner, was willst du denn hier im Schaufenster? Leg dich mal wieder hin.“

„Meine Mama, meine Mama ...“, plärrte ich los und steigerte mich derart in meine

Rolle, dass in der Tat schon nach kurzer Zeit der Rotz an der Scheibe herunterlief. Aber die Leute besaßen die Ungeheuerlichkeit, sich gelangweilt abzuwenden und weiterzugehen. Auch sie hatten kein Herz für einen geplagten Dreijährigen. Doch kaum waren sie außer Sichtweite, stellte ich das Geplärre ein und überlegte, wie ich effektvoller agieren konnte. In diesem Augenblick bemerkte ich ein menschliches Rühren in meinem Bauch. Da der Laden nicht über eine eigene Toilette verfügte und ich nicht in der Lage war, nachts allein in das große Haus der Vermieterin zu gehen, beschloss ich, mein kleines Häufchen genau vor das Schaufenster zu setzen. Und so kletterte ich aus einem Fenster, spähte die Straße entlang, wartete, bis wieder jemand des Weges kam, und ging dann meiner anstrengenden Arbeit nach. Sofort hatte ich die Aufmerksamkeit auf meiner Seite. Auch dann noch, als ich fertig war und mit den Blättern eines nahen Strauches das kleine Machwerk sorgsam zudeckte. Hätte ich nur gewusst, dass ich damit genau den Mitleidsnerv der Menschen getroffen hatte, würde ich diese Taktik schon eher eingesetzt haben. Nachdem ich langwierig erklärt hatte, wie schwierig es für mich war, der Notdurft nachzugehen, alarmierten die Spaziergänger die Vermieterin in dem großen Haus, in dem die für mich kleinen Mann unerreichbare Toilette war. Und dann nahm das Unheil seinen Lauf.

Ich war noch nicht lange wieder in mein Bettchen zurückgekehrt und schluchzte gerade wieder ein wenig vor mich hin. Fast wäre ich eingeschlafen, als geräuschvoll die Tür aufflog. Laut schimpfend kam meine Mutter herein. In diesem Augenblick erschien sie mir nicht wie eine sorgende Mutter, eher wie ein rächender Engel. Es fehlte bloß noch der Feuerschweif – der Redeschwall hingegen manifestierte ihren Ärger über mich. Bevor ich ihre Hand empfindlich auf meinem Hinterteil verspürte, hörte ich, wie sie mich als kleines Ungeheuer titulierte. Das verletzte mich zutiefst, und ich schrie meinen Protest, so laut ich nur konnte, hinaus in die Welt.

Am Tag darauf hoffte ich auf Hilfe von dem seit 1930 als Porträt- und Tanzablichter tätigen, damals noch unbekanntem Fotografen Edmund Kesting, der später, in der DDR und darüber hinaus, ein bekannter Maler sein würde und sehr viel später – 1955 – an die Hochschule für Film und Fernsehen der DDR in Potsdam-Babelsberg als Lehrbeauftragter für die Fachrichtung Kamera und zum Professor berufen wurde. Aber außer einigen Worten des Mitleides und der Versicherung, meine Mutter sei eine gütige Frau und habe die kleine Unterhaltung sicher nicht so ernst gemeint, lief meine Hilfe suchende Klage ins Leere.

Doch zuvor schlief Kesting, dem die Nazis das Malen verboten hatten, weil seine Bilder unter den Begriff „Entartete Kunst“ fielen, mit meinem Cousin zusammen in einem Zimmerchen, das im Queranbau zu dem kleinen Laden stand und unter dem meine Mutter in der Garage zwischen Heringsfässern, Fahrrädern und gesammeltem Trödel der Vermieterin ihr Lager eingerichtet hatte.

Edmund Kesting und mein Cousin Egon überlebten 1945 die erste Welle des Großangriffs auf Swinemünde, die mehr als 20.000 Menschen das Leben kostete. Sie mussten die Stadt innerhalb von 48 Stunden verlassen. Sie schlugen sich über Stettin nach Dresden durch.

Die Fahrt über Wolgast war bereits nicht mehr möglich.

Das erste Mal auf dem Fischland

Sommer 1946

Aus Swinemünde war nach dem Zusammenbruch des III. Reiches dass wir unsere Sehnsucht nach dem großen Wasser anderweitig stillen mussten.

Das erste Mal auf dem Fischland war gleichzeitig meine zweite Bekanntschaft mit einem anderen Ort als Swinemünde an der Ostsee. Wie im letzten Jahr hatte ich geholfen, den alten Wagen der Marke Opel P4 zu beladen, der nun beängstigend in den Federn hing.

„Auf ein Neues“ lachte meine Mutter und quetschte sich hinter das Lenkrad.

„Diesmal haben wir eine Urlaubsbleibe. Und was für eine!“

Der Anlasser quälte sich deutlich hörbar, um den mehrfach überholten Motor in Bewegung zu setzen. Der Geruch halb verbrannten Benzins schwängerte die Luft. Als der Wagen seine Fahrt aufnahm, sog ich diesen mir vertrauten Geruch gierig ein. Er schien Betäubung und Lust zugleich.

„Erinnerst du dich an die Fahrt nach Schulzendorf?“

Ich nickte. „An das Haus, dessen Türen mit Draht angebunden waren“, sagte ich

„An den unverschämt hohen Preis, den der Kerl für diese Elendshütte forderte und an die verdammte Kälte.“

Meine Mutter lachte. „Barfuß bist du hinter dem Wagen auf der Autobahn hergelaufen, um die abgestorbenen Füße zu beleben.“

Sie beugte sich zu mir herüber und küsste mich wie eine Verschwörerin flüchtig auf die Wange. „Auf dich kann ich mich wenigstens verlassen“, sagte sie.

„In allen Situationen!“

Du kämpfst darum, die Kleinstadt zu verlassen, die dir alles nachträgt, dachte ich. Einer Frau, die einmal verheiratet war, trägt man alles nach, jede abnorme Kleinigkeit: Das Verhältnis mit dem Anwalt, der dir das Haus vermittelt hatte, und auch den Zahnarzt, der dich über schlimme Zeiten hinwegtröstete. Den Puddingfabrikanten aus Dresden haben nicht alle Spießer des vierzehntausend Einwohner zählenden Nestes mitbekommen. Schiebock war der richtige Spitzname für die Stadt, die seit ihrer Gründung durch die Bischöfe von Meißen, besonders durch Bischof Benno Graf von Waldenburg, in den Jahren 970 bis 1076 zu einer Stadt ausgebaut wurde und bereits 1227 die erste urkundliche Erwähnung erfuhr. Seit 1361 trägt die Stadt offiziell den ehrwürdigen Namen Bischofswerda, in der, wie in allen Kleinstädten der Welt, der Voyeurismus die eigenartigsten Blüten trieb. Schade nur, dass die Männer verheiratet waren und nicht daran dachten, ihre Frauen zu verlassen.

Jeden der Genannten hätte ich akzeptiert. Doch eine so selbstständige Frau, wie Annamarie Schmidt-Kirstein es war, ließ sich auf Dauer als Geliebte besser lenken. Die stand nicht plötzlich in der Tür, um den Ehefrauen zu berichten, dass die Wochenendweiterbildung zur Notariatsprüfung nur vorgetäuscht und die kassenärztliche Zusammenkunft in Dresden nur eine Farce war. Eine solche Geliebte ließ sich auch leichter austauschen, wenn Not am Mann war. Und am Mann war Not, mehr als einmal.

Der Messerfabrikant aus Bautzen hingegen war mein Erzfeind. Deshalb schob ich

ihn ab. Schon der Name: Wie kann man bloß Butter heißen? Und schmierig wie das genannte Fett in der Sonne wollte er in die Beziehung zwischen meiner Mutter und mir eindringen. Ich verstand sehr wohl, einen Keil zwischen die beiden zu treiben. Eine Verbindung mit einem akzeptablen Mann allerdings hätte ich gern gesehen. Doch der Mann, der von dem Mitinhaber seiner Luftballonfabrik in München ausgebootet worden war, ging nach Blumenau. Jeder in meiner Umgebung wusste plötzlich, dass Blumenau nicht in Deutschland sondern im fernen Brasilien lag. Und die Mutter machte den gewaltigen Umzug davon abhängig, dass ich allein für ein oder zwei Jahre in Bischofswerda oder bei Verwandten in Dresden blieb. Da nutzte es auch nichts, dass Günter Fonrobert mich zärtlich Filius Hospitalis nannte und mich mit allerlei Dingen erfreute.

Ein eigener Lederfußball konnte nur aus dem Westen kommen. Und der gab in den Nachkriegsjahren eine gewisse Macht. Denn nun konnte ich meine Freunde aussuchen. Doch so leicht war ich nicht zu bestechen. Fürchtete ich doch zu sehr, meine Mutter niemals wieder zu sehen, wäre sie erst in Brasilien. Kurz entschlossen schaffte ich die Bestechung aus meinem Blickfeld. Ich ließ den Ball bei meinem Cousin Andreas in Dresden und stellte meine Mutter vor die Wahl. „Entweder“, sagte ich, „nimmst du mich gleich mit, oder ich nehme mir das Leben!“

Und so blieb die Mutter in Bischofswerda, und der Geliebte zog mit seiner Ehefrau nach Blumenau in Brasilien.

Ein neuer Anfang an einem anderen Ort läßt alles vergessen. Das ist wohl war. Deshalb der Wunsch nach einem Umzug in eine andere Stadt, ja in einen ganz anderen Teil der Welt.

Man kann gewisse Dinge des Lebens hinter sich lassen. Die Zeit heilt alle Wunden. Das willst du mir doch schmackhaft machen, dachte ich.

Und dann dachte ich auch flüchtig an meinen Vater. Anders als eine Frau, hatte ein Mann selbst in dieser Zeit nichts zu verlieren. Schließlich war man Kriegsheimkehrer. Nicht einmal dann, wenn er in einem Dreiecksverhältnis lebte und sich gegen seinen Nebenbuhler, der später als er aus der Gefangenschaft kam, durchsetzte. Das jedenfalls war das sensationellste Stadtgespräch der letzten Jahre, zumindest, bis jener Voss sich diskret zurückzog und die Frau dem neu erworbenen Freund überließ.

Ein Prost auf die Liebe aller Frauen; ein Prost auf die Freiheit der Nachkriegszeit mit all ihren Vorzügen und Neugestaltungsmöglichkeiten. Ein Künstler, dessen Charakter der Krieg gezeichnet hatte, löste allenfalls eine Art vorsichtiger, leicht spöttischer Bewunderung aus. Ich kannte meinen Vater zu wenig als von der Vorstellung, ihn in Zukunft nur noch selten zu sehen, erschüttert zu sein. Als mein Vater zur glorreichen Armee des Tausendjährigen Reiches eingezogen wurde, zählte ich ganze zwei Lenze. Als der Vater aus der Gefangenschaft kam, war ich sechs Jahre alt.

Die Zeit des Zusammenlebens war von kurzer Dauer. Sie umfasste nur wenige Wochen in der alten Wohnung am Bischofswerdaer Marktplatz Nr.6.

In das neue Haus in der August-König-Straße 15, das die Mutter zwei alten Damen aus Leipzig auf Rentenbasis abgeschnackt hatte, und das dem örtlichen Apotheker bis zum Familiensuizid – Frau und zwei Töchter – beim Einmarsch der Russen als

Wohnstätte diente, zog der Vater nicht mit ein. Er teilte mit der besten Freundin meiner Mutter, jener Frau, die im Hause nur verächtlich die Voss, manchmal noch verächtlicher die Vose geheißen wurde, das Bett. Ich fühlte, dass der Vater sich unter einem nicht zu befriedigendem Erfolgsdruck für die andere Frau entscheiden würde. Als Künstler gelang es ihm zwar, eine Kanzelüberdeckung für die katholische Kirche St. Benno aus grob gewebten, beigefarbenem Baumwollstoff mit einem braunen Kreuz, einem Pax Christi, zu bemalen. Die lasziven Frauengestalten hingegen, die seine anerkannte Spezialität waren, brachten aber in der schweren Zeit kein Geld. Leider, denn darunter litt der Mann, der durch seine Kunst lebte und doch in dieser Zeit nicht von ihr leben konnte. Er ergriff die Flucht vor der Frau, die ihn nicht verstand.

Ich hatte selbst gesehen, wie sie hausten: In einem Gartenhaus des Kannegießerschen Besitzes, im ersten Stock in zwei winzigen Zimmern lagen sie in unbezogenen Betten, als ich kam. Die Frau im Büstenhalter, den sie sich bei meinem Klopfen schnell überzog und im schlapprigen Slip. Ein dreifaches Hoch auf die Liebe, was immer das auch sein mochte, dachte ich und empfand die Situation als anstößig, aber durchaus interessant, und der Vater hatte so getan, als bedeutete diese Art des Lebens ein Stück Freiheit. Freiheit war nach dem Ende des Krieges nichts anderes als die Neuaufteilung des Besitzes, und dazu gehörte es auch, die alte Frau gegen eine neue, lüsterne, herb verderbte,

/>Helmut Schmidt-Kirstein 1949, Foto Prof. Kesting

immer sexbereite einzutauschen. Während die Voss zu dieser Zeit andächtig zum Künstler Helmut Schmidt-Kirstein aufsah, forderte seine geschäftlich erfolgreiche Ehefrau seine Arbeitsbereitschaft, die er außerhalb seiner Beschäftigung als durchaus begabter Kunstmaler nicht zu geben bereit war.

„Woran denkst du“, fragte die Mutter.

„An den Urlaub am Meer“, log ich.

Als es dämmerte, erreichten wir das Fischland. Der Wagen schlingerte über die baufällige Betonstraße. In der Einfahrt des Ortes lag zur Linken der große Komplex der Seefahrtsschule. „Wustrow“, las ich das Ortsschild laut.

„An der Kirche geht die Straße rechts ab, dann gleich wieder parallel zur Hauptstraße links“, sagte die Mutter. „Das vierte Haus auf der linken Seite. Hier!“

Der Katen war aus rotem Backstein gebaut. Er war, wie die meisten Häuser hier, mit Schilf gedeckt. Die Fenster waren blau gestrichen.

„Mit einem Strohdach“, schwärmte ich.

„Rohr“, sagte die Mutter. „Stroh ist falsch. Stroh würde nicht so lange halten. Es würde ganz einfach faulen.“

„Und Rohr fault nicht?“

„Doch. Aber viel, viel später.“

Die Kapitänswitwe Munck war alt. Sie glich einer Hexe aus einem Märchen der Gebrüder Grimm, war aber freundlich und eroberte mit ihren Erzählungen über die Zeiten, in denen ihr Mann als Kapitän noch eines der Handelsschiffe befehligte, meine Fantasie. Vor allem aber war sie ein Juwel an Ausschmückungskraft, was die Gefährlichkeit als Piratenküste die Halbinsel Darß, also das Fischland betraf. Sie war es auch, die mich abends mit ihren Geschichten unterhielt, während meine Mutter zum Dünenhaus ging, um sich zu amüsieren.

„Wenn ich Piraten sage“, erklärte sie in ihrer unnachahmlichen Art“, dann meine ich diesmal nicht Piratenschiffe mit schwarzen Totenkopfflaggen am Mast ...“

„Was dann, Tante Munck“, fragte ich.

„Ich meine Leute vom Darßer Ort, die von den Strandungen der Schiffe lebten.“

„Aber es gibt doch den Leuchtturm“, widersprach ich.

„Jetzt schon. Aber damals!“

„Sind es viele Schiffe gewesen?“

„Ihr geht immer hier in Wustrow baden, nicht?“

„Nein. Gestern waren wir in Ahrenshoop. Ganz hinten, wo der Wald anfängt ...“

„Der Darß“, sagte die alte Munck. „Ein unheimlicher Urwald. Rehe und Wildschweine leben in ihm, und Hermann Göring unterhielt inmitten des Waldes ein Jagdschloss!“

„Also kann er nicht so unheimlich sein“, sagte ich lakonisch.

„Ich möchte nicht nachts in dem Wald sein. Nicht für alles Geld der Welt.“

„Was ist nun mit den Piraten“, begehrte ich auf.

„Geht weiter hinten baden.“

„Beim Leuchtturm?“

„Ja, fast. Am Darßer Ort. Dort findet ihr Reste von versunkenen Schiffen.“

„Mensch, das ist ja toll“, entfuhr es mir. „Ob sie morgen mit mir dort hingehet? Ich will die Reste der Schiffe sehen. Vielleicht gibt's versunkene Schätze?“

„Ob deine Mutter mit dir dort hingehet, weiß ich nicht. Aber wenn du dich auf die Düne stellst und ganz genau aufs Wasser siehst, findest du helle Stellen im Wasser. Das sind die gefährlichen Sandbänke und Riffe. Zwei berühmte Klippen liegen vor unserer Küste. Eine ist das DarßerOrt-Riff. Eine andere die Prerowbank.“

„Und dort sind die Schiffe aufgelaufen?“

Die Alte nickte. „Jede Menge“, sagte sie. „Und jedes Mal war es ein Gewinn für die ganze Gegend.“

„Das ist toll!“

„Findest du es toll, wenn Menschen ertrinken?“, fragte die alte Munck.

„Nein, warum?“

„Weil viele Seeleute dort ihr Leben gelassen haben.“

„Der Tod ist immer grausam“, sagte ich.

„Er ist immer im Leben, jeden Augenblick ein Mahner an die Vergänglichkeit“, sagte die alte Munck und streckte ihren Zeigefinger aus. „Man darf nicht vergessen“, hob die alte Frau nach einer kurzen Pause geheimnisvoll an, und ich würde mich viele Jahre später daran erinnern, dass sie bei der Geschichte rote Flecken im Gesicht hatte, die ihre geheimnisvolle Hektik unterstrichen, „dass die Seefahrer zur Zeit der Segelschiffahrt bei der Navigation auf sehr bescheidene Hilfsmittel angewiesen waren ...“

„Was ist Navigation?“ fragte ich.

„Die Feststellungsmöglichkeit, wo sich ein Schiff befindet, Junge!“

„Aha“, sagte ich, ohne so recht zu verstehen, was die alte Munck meinte.

„Damals besaßen die Seeleute, wenn es hoch kam, einen Trockenkompass für die Richtung und ein mit der Hand bedientes Lot, um zu sehen, wie viel Wasser sie unter dem Kiel hatten. Die Seekarten gab's noch nicht so perfekt wie heute. Sie gingen oft von Kapitän zu Kapitän. Und Funk, so wie er heute möglich ist, war

auch noch nicht an Bord.“

„Und wie verständigten die sich?“

„Gar nicht. War ein Schiff erst einmal aus einem Hafen, war es auf sich selbst gestellt.“

„Aha“, sagte ich wieder. „Aha!“

„Wie viele Schiffe genau gestrandet sind, weiß ich natürlich nicht. Aber von einigen Unglücken weiß ich aus den Erzählungen meines Mannes. In der Weihnachtsnacht 1798 lief ein achtzehn Lasten großes Heringsschiff auf Grund. Schneetreiben, Kälte und Eisgang machten die Bergung unmöglich. In der Nacht zum achten November des darauf folgenden Jahres strandete an der Westseite des Darßer Ortes ein Schiff aus Stralsund. Sieben Besatzungsmitglieder waren gebürtige Zingster. Alle ertranken. Es war ein Unglück, das finstere Vorzeichen hatte, denn die Einwohner der Gegend hielten gerade diesen Untergang für eine Strafe Gottes.“

„Warum?“, fragte ich.

„Weil jedes Mal, wenn ein Schiff unterging, die Menschen das angeschwemmte Gut aufsammelten. Sie lebten nicht selten von diesen Schiffsunglücken.“

„Aha.“

„1831, abermals im Monat November, strandete eine russische Galeasse. Die Besatzung hatte Glück. Sie konnte gerettet werden. Es wird berichtet, dass 1837 eine englische Brigg namens Venus unter dem Kapitän John Kennedy strandete, die nach Riga unterwegs war. Im gleichen Jahr noch kenterte die Galeasse Katharina Maria aus Barth am Bodden.“

Ich gähnte und hatte Mühe, meine Augen offen zu halten. Aber die alte Munck erzählte so spannend, wie es niemand zuvor in meinem Leben fertig gebracht hatte.

„Und das hörte niemals auf“, fragte ich.

„Es wurde weniger, als 1848 der Leuchtturm am Darßer Ort gebaut wurde und in Zingst die Rettungsstation mit Booten entstand.“

Ich hatte das Gefühl, eine seltsame Wehmut habe sich in die Stimme der Alten geschlichen.



Aufgewühlte See an der Prerowbank

„Ist ihr Mann niemals mit einem Schiff verunglückt?“, fragte ich. „Schließlich war er ja auch Kapitän.“

„Nein, nie“, sagte sie lakonisch.

„Aber andere Schiffe liefen trotz des Leuchtturmes auf Grund?“

„Ja. 1883 der Dampfer Reval. 1910 die finnische Bark Aadelar, die Holz geladen hatte, das nun zum Bau verschiedener Fischländler Häuser verwendet wurde. 1921 hat's den Frachter Falkland erwischt, 1931 den Dampfer Helene. Die Helene hat so ihre eigene Geschichte, die die moderne Piraterie verdeutlicht. Es war Nacht. Plötzlich hörten wir Stimmen. Sie kamen von Radfahrern, die sich ohne Licht in Richtung Darßer Ort aufmachten. Dann nahm ein Pferdefuhrwerk den gleichen Weg. Ich zog mich an...“

„Soll das heißen, dass...“

„Viele waren damals arm, andere wollten sehen, was passiert war.“

„Und was war passiert?“

„Das Strandgut der Helene war eine Sensation.“

„Wieso eine Sensation?“

„Es bestand aus Kisten mit Margarine. Durch das Fett trieben die Kisten an der Wasseroberfläche. Am Strand standen die Darßer im Wasser und hieben mit Äxten und Hämmern Löcher in die Kisten...“

„Warum?“

„Weil nur beschädigte Kisten offiziell als Strandgut galten und damit in Sicherheit gebracht werden konnten.“

„Und das ist...“

„Moderne Piraterie. Schließlich hätte man ja keine Löcher in die Kisten zu schlagen brauchen, oder?“

„Wer hätt's dann bekommen?“

„Der Staat.“

„Dann sind die Fassreste, die wir gestern gefunden haben, auch Strandgut?“

„Sicher!“

„Von einem abgesehenen Schiff?“ , fragte ich.

„Natürlich nicht. Oder hast du gehört, dass es ein Schiffsunglück gegeben hätte?“

„Nein.“

„Na also!“

„Woher stammen die dann?“

„Von einem Schiff, das irgendein altes Fass über Bord geworfen hat. Aber jetzt musst du schlafen!“

„Gleich, Tante Munck“, sagte ich. „Gleich. Aber echte Piraten waren doch die Darßer nie?“

„Alle Küstenbewohner waren Piraten. Auch die Darßer waren echte Piraten. Da gibt's 'ne alte Geschichte, die wahr sein soll.“

„Und wie geht die?“

„Aber danach wird geschlafen.“

„Versprochen, Tante Munck!“

„Ein Fischländer kommt vor die Himmelstür und bittet den Petrus um Einlass. Doch Petrus weist ihn mit den Worten: „Dor is keen Platz mehr in!“ zurück.

„Wer is den dor in?“, fragt der Fischländer.

„Dat sind luuter Hiddenseeische, mit dei is dat allwiel gor tau dull. Ik weit nich, wur daut noch warden sall!“

„Oh“, sagt der Fischländer, „wenn dat wieder nicks is, mit dei wei'k noch Bescheid. Mack man dei Dör ´n beten up!“

Petrus, der keine Ahnung hat, was der Fischländer will, öffnet die Türe.

Der Fischländer schreit aus vollem Halse in den Himmel hinein: „Schipp up ´n Strand! Schipp up ´n Strand!“

Die alte Munck blieb beim Plattdeutschen als sie fortfuhr: „Un wir grad, as wenn ein mit ´n riesern Bessen Utkihr hält. Dor bleew uk nich ein Hiddenseeisch in ´n Himmel. Sei all wulln helpen. Dei Fischländer ver hadd velen Platz un sett' sich dichtung bi ´n leiwen Gott sälwst up dei Bank.“

Die Zeit bei der alten Munck neigte sich nach zehn Tagen dem Ende zu.

„Wir ziehen um“, sagte meine Mutter sehr zu meinem Leidwesen. Wer würde mir jetzt so spannende Geschichten von Seeräubern und anderen Abenteuern erzählen? Alles im Leben hat seine Zeit, dachte ich wehmütig. Die Zeit der Darßer Seeräuber gehörte mit unserem Auszug zur Vergangenheit. Was käme, würde die Zukunft zeigen. Und so half ich abermals, das alte Vehikel zu beladen, um sechs Kilometer weiter ein neues Urlaubsquartier zu beziehen.

Obwohl der Umzug in gewisser Weise schmerzhaft war, eröffnete er für mich neue Freundschaften, die in Wustrow niemals zu erreichen gewesen wären. Erstmals verehrte ich eine junge Frau, die in der Bunten Stube als Verkäuferin arbeitete.

„Es ist ein hübsches Mädchen“, dachte ich. „Ich könnte mir sehr gut vorstellen, bei ihr zu liegen!“ Allein bei dem Gedanken an diese junge Frau machte sich ein erstes Ziehen in meiner jugendlichen Lendengegend bemerkbar. Ich konnte es gar nicht verheimlichen – ich war zum ersten Mal verliebt.

Doch das Fräulein Färber machte mit mir ihren Spaß. „How are you?“ fragte sie mich, als sie mir im Laden begegnete.

„Me go it ... very ... good“, stammelte ich verlegen und mit hochrotem Kopf.

„Thats not good English“, sagte sie. „The answer is: Oh I'm fine! Oder nur: Thanks fine!“

Ich ärgerte mich ob meiner Fehlleistung in der englischen Sprache und trollte mich widerwillig. Doch dann versuchte ich, die Enttäuschung zu vergessen und sah mich anderweitig um.



Die Bunte Stube zu Ahrenshoop in den 60er Jahren

Bei der alten Frau Wegscheider, die trotz ihrer auch von mir sehr ge

liebten sympathischen Ausstrahlung fast ehrfurchtsvoll Königin Mutter, von unflätigen Zeitgenossen hinter vorgehaltener Hand Molly oder Qualle geheißten wurde, wohnten noch andere Familien, und die hatten auch Mädchen in meinem Alter mit. Da waren zwei, die mich interessierten. Beides waren besonders hübsche Mädchen, und ich wäre kein normales männliches Wesen gewesen, hätten mir die Freundschaften nicht geschmeichelt. Zum einen war da die um ein Jahr ältere Ines aus Potsdam, zum anderen die Heike, ein hübsches, wenn auch etwas mit Babyspeck behaftetes Mädchen. Sie war die Tochter eines Lederfabrikanten aus Apolda in Thüringen. Dieses Mädchen mit dem Puppengesicht hatte es mir angetan. Ich hätte sie allzu gerne als meine feste Freundin bezeichnet, wäre nicht

der Umstand gewesen, dass dieses holde Geschöpf, das mir keine Minute aus dem Kopf ging, von Jungen noch nichts wissen wollte. Das Spiel mit den Puppen schien ihr wichtiger zu sein als eine zukünftige Ehe mit mir und der Gang mit ihren Eltern an den Textilstrand unmittelbar unterhalb der Dünenbrücke an der Bunten Stube ebenfalls. Dies genau war die Crux, die mir zusetzte. Auch wenn ich in meiner Bemühung nicht aufgab, sie für mich zu gewinnen, so war doch ein Vater-Mutter-Kind-Spiel ausgeschlossen.

Anders Ines. Sie war zu jeder Schandtat bereit. Auch zum Ärgern des alten Gärtners der Wegscheiders. Immer wenn sie mit mir aus dem Fenster hinunter in den Hof schaute und der Mann zu sehen war, hänselten wir ihn. Das hatte zur Folge, dass der Mann jedes Mal wütend rief: „Mek`s Fenster tau!“

Von nun an hatte er seinen Spitznamen weg. Tagelang hatten wir drei Nichtsnutze nichts anderes zu tun, als auf den armen Mann zu warten. Wurden wir seiner ansichtig, riefen wir im Chor: „Mek`s Fenster tau! Mek`s Fenster tau!“ Und wir freuten uns diebisch, wenn der Alte wütend in seinen Bart brabbelte und uns die Faust zeigte. Er schien weit weg zu sein.

Eines Tages aber, als wir gerade wieder des Alten ansichtig geworden waren und lauthals: „Mek`s Fenster tau!“ gerufen hatten, verschwand der Mann. So sehr wir uns bemühten, wir wurden seiner nicht ansichtig.

„Der Kerl hat ´nen Vogel“, sagte ich schließlich und tippte mit dem Finger gegen meine Stirn.

„Wenn der dich erwischt“, sagte Ines, „dann ...“

„Was dann?“

„Dann schlägt der dich windelweich!“

„Was redest du für ´nen Quatsch?“, beehrte ich auf.

„Ines hat Recht“, sagte Heike.

„Wenn das passiert, macht ihn meine Mutter fertig“, prahlte ich. Der alte Mann hatte sich ins Haus geschlichen.

Die letzten Meter, die er zwischen den Kindern und sich hatte, waren eine steile Treppe, die zu dem Raum führte, der ehrfurchtsvoll Kabine genannt wurde. Ich liebte diesen kleinen Raum, weil er einer Segelschiffskabine nachempfunden war. Das hatte etwas mit der Seefahrerromantik zu tun, die meinen Geist bewegte, seit ich den Geschichten der alten Munck gelauscht hatte.

Plötzlich, für uns Kinder unerwartet, startete der Alte seinen Angriff. Laut schreiend stürzte er den Rest der Treppe zur Kabine hoch.

Wir Kinder standen erstarrt da, unfähig zu fliehen.

Doch der Mann blieb kurz vor dem Treppenabsatz stehen, schrie in seinem Fischländer Dialekt etwas von flegelhaft und Mors voll kriegen und zog sich, nachdem wir durch Nicken zu verstehen gegeben hatten, dass wir ihn nicht weiter ärgern wollten, geräuschvoll zurück.

„Jetzt hast du es“, lästerte Ines und Heike sagte:

„Ne verdammt blöde Sache und du hast sie uns eingebrockt ... Wenn das mein Vater erfährt!“

„Unsinn“, sagte ich und hatte für dieses „Unsinn“ meinen ganzen Mut zusammenreißen müssen. „Dann müsste er zu deinem Vater gehen und wo ist der?“

„Am Strand.“

„Siehst du! Glaubst du, der geht an den Strand?“

Heike schüttelte den Kopf.

„Was wollen wir jetzt machen?“, fragte Ines.

„Wir spielen“, sagte ich entschieden.

„Mutter und Kind!“ Ines machte eine eindeutige Bewegung.

„Wir können ja raus gehen“, sagte ich kleinlaut und dachte dabei an die Sonne, die hoch am Horizont stand. Die Hitze würde in ein zwei Stunden richtig auf uns einhämmern. Obwohl ich das Meer liebte, hasste ich die Hitze. Meine helle Haut verbrannte schnell. Rothäutig wie ein Indianer aber sah ich eher witzig aus und konnte nachts nicht schlafen, weil die Haut schmerzte.

„Du und rausgehen“, protestierte Heike.

„Vielleicht geht er heute mit an den Strand, weil er fürchtet, der Alte kommt zurück, um ihn zu verprügeln, wenn er allein ist!“

Ines fing meinen wütenden Blick ein. Dann gingen wir über die Holzbrücke, die über die Düne führte, an den Strand. Der leicht auflandige Wind trieb kleine Dünungswellen vor sich her, die sich am Strand brachen. Um diese Stunde kamen selbst die Nachtschwärmer an den Strand. Die Burgen, oft kunstvolle Werke aus Sand, zeugten vom Willen der Einzelnen, sich von der Menge abzuheben. Auf dem Strand, zwischen zwei Bühnen, lagen aufgeslippt die Boote der Ahrenshooper Fischer. Zwischen zwei anderen Bühnen sah ich, wie Fischer Besteck fingen. Besteck, so hatte ich gelernt, war Fisch in Sardinengröße, der den Köder für die Standangeln der Fischer hergab.

„Ich geh da mal hin“, sagte ich und registrierte missmutig, dass Heike auf die Sandburg ihrer Eltern zuging. Wollte er ihr doch zeigen, dass ihm an ihr gelegen war.

„Ich komme mit dir“, sagte Ines. Und als Heike außer Hörweite war, fragte sie:

„Was willst du eigentlich mit Heike? Sie ist doch viel zu jung.“

„Das verstehst du nicht.“

Sie waren an den Bühnen angekommen. Die beiden Fischer zogen das kurze Schleppnetz ein. In der Tat befanden sich kleine Sprotten im Netz, zwei, drei Plattfische, ein Aal und einige kleine Hornfische.

„Ich möchte einmal mit hinausfahren, wenn sie die Angeln ausbringen“, sagte ich.

„Ob das wohl zu schaffen ist?“

„Ist das so wichtig für dich?“

„Sicher!“

„Warum fragst du dann nicht einfach?“

„Wen soll ich denn fragen? Ich kenne doch keinen.“

Ines zeigte auf einen der beiden Männer. „Frag doch den Peter Dade. Den kenne ich.“

Fast ehrfurchtsvoll schaute ich Ines an. „Du kennst einen der Fischer?“

Ines nickte. „Mein Vater war mit ihm draußen auf dem Meer.“

Ich schaute Ines verblüfft an. Wie kommt es, dachte ich, dass der Vater von Ines mit den Fischern auf der Ostsee zum Fischen war, während ich bisher mit keinem von ihnen ins Gespräch gekommen bin? Ein Kind hat es doch schwer. Zu Ines sagte ich: „Ich werde meine Mutter bitten, mit dem Fischer zu sprechen.“

Ende der Kindle eBook-Leseprobe.
Hat Ihnen die Leseprobe gefallen?